

**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur  
**Herausgeber:** Gesellschaft Schweizer Monatshefte  
**Band:** 47 (1967-1968)  
**Heft:** 6

**Artikel:** Eine von jenen Nächten  
**Autor:** Agnon, S.J.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-162007>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 17.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Eine von jenen Nächten

S. J. AGNON

Als es Nacht wurde, machte ich mich auf den Weg nach Haus, das heißt, nach dem Zimmer, das ich für mich und meine Frau im Hotel gemietet hatte. Ich wußte, daß meine Frau von der Reise ermüdet war und zu Bett gehen wollte, und so beeilte ich mich, damit sie nicht länger wachbleiben müsse.

In den Straßen wimmelte es von Menschen. Die meisten von ihnen waren neue Einwanderer, die aus allen Ländern der Welt gekommen waren. Sie waren viele Jahre in den Todeslagern gefangen gewesen oder in Wäldern und Bergen, zwischen Tälern und Seen umhergeirrt, und kein Lichtstrahl hatte ihnen die Dunkelheit erhellt. Und als sie nun aus der Finsternis in die Helle hinaustraten, richteten sie ihre Augen auf das Licht und fragten sich verwundert, ob es wohl Nachlässigkeit sei, daß das Licht in der Welt noch nicht erloschen war, oder eine Herausforderung von seiten der Behörden.

Ich begegnete einem alten Mann. Er trug einen Mantel von unbestimmtem Grün, der ihm bis an die Knie reichte. So einen Mantel hatte Herr Halbfried, der Buchhändler unserer Stadt getragen, solange ich ihn kannte. Der Mantel sah verblichen aus, aber sonst ganz unverändert. So ein Mantel gehört zu den Dingen, die besser kurz als lang sind; denn die langen, die bis zur Erde reichen, werden verschlissen, die kurzen aber, die über der Erde im Winde flattern und nicht am Boden schleifen, verändern wohl ihre Farbe, ihr Saum jedoch bleibt unversehrt, wie ihn der Schneider genäht hat, und so sehen sie immer wie neu aus.

Während ich noch darüber nachdachte, ob dies Herr Halbfried sei, hatte er mich schon mit seinen müden Augen genau betrachtet und sagte nun: «Seit ich hier bin, suche ich Sie, und jetzt, da ich Sie gefunden habe, freue ich mich doppelt: erstens, weil ich einen Landsmann getroffen habe, und zweitens, weil gerade Sie es sind.» Vor lauter Freude vergaß der alte Mann, mir guten Tag zu sagen und fing an, mir die Namen derer aufzuzählen, die er nach mir gefragt hatte. Und bei jedem, den er nannte, wunderte er sich, wie es möglich sei, daß er mich nicht kannte; ja, hätte er selbst mich nicht beim ersten Blick erkannt, so wäre er an mir vorbeigegangen, als ob wir gar nicht aus derselben Stadt kämen. Als er auf unsere Stadt zu sprechen

kam, gedachte er der alten Zeiten, da wir beide Nachbarn waren und sein Laden voll war von Büchern ohne Zahl, ein Treffpunkt für die Gebildeten unserer Stadt, die bei ihm ein- und ausgingen und sich miteinander besprachen über alles, was in der Welt geschah und noch in der Welt geschehen würde, und alle voller Hoffnung waren und meinten, es müsse nun auf der Welt immer besser werden. Ich aber sei damals noch ein kleiner Knabe gewesen, der in den Büchern stöberte, die Leiter hinaufkletterte, oben stand und las und gar nicht merkte, wie gefährlich das war; denn wäre jemand an die Leiter gestoßen, so wäre sie ins Schwanken geraten, und ich wäre hinuntergefallen. Und doch hätten die vielen Bücher in seinem Laden mir noch nicht genügt, und ich hätte ihn gebeten, auch noch das Epos vom Befreiten Jerusalem für mich zu bestellen. Eins aber wisse er nicht mehr, ob ich nun nach Israel gegangen sei, nachdem er das Epos vom Befreiten Jerusalem für mich bestellt hatte, oder ob ich nach Israel gegangen sei, bevor er es für mich bestellen konnte.

Und über noch etwas müsse er sprechen, sagte Herr Halbfried. Als man meine ersten Gedichte dem alten Weisen der Kabbala vorgelegt habe, der das Gebetbuch auf zwei verschiedene Arten auszulegen verstand, habe er sie eine Zeitlang betrachtet und dann folgendes Urteil gesprochen: «Kamza dalbushia mineh uveh<sup>1</sup>.» Die Gebildeten unserer Stadt hätten sich den Kopf zerbrochen, was diese Worte bedeuten sollten, doch hätten sie es nicht herausfinden können. Und bis heute wundere er sich darüber, daß sie nicht darauf gekommen waren, in einem Wörterbuch nachzuschlagen. Am meisten aber wundere er sich über sich selbst, weil so viele Wörterbücher in seinem Laden gestanden hatten, in denen er hätte nachschlagen können und er es doch nicht getan hatte.

Schließlich unterbrach er sich und fragte mich, ob ich böse auf seinen Bruder sei. Warum? Sein Bruder sei an uns vorbeigegangen und habe mich begrüßt, aber ich hätte ihn nicht wiedergegrüßt.

Die letzten Worte Herrn Halbfrieds verwirrten und betrübten mich. Ich hatte gar nicht bemerkt, daß jemand mich begrüßt hatte und geglaubt, daß der, der an uns vorbeigegangen war, niemand anders als Herr Halbfried selbst gewesen sei. Damit er aber nicht meine, ich wolle Leute, die mich grüßten, nicht sehen, sagte ich ihm, indem ich die Wahrheit noch etwas beschönigte, ich hätte seinen Bruder nicht bemerkt, denn sonst hätte ich ihn zuerst begrüßt. Da fuhr Herr Halbfried fort, von den alten Tagen zu sprechen, von seinem Buchladen und den Leuten, die zu ihm gekommen waren. Er gedachte ihrer aller mit Herzlichkeit, so wie wir stets von lieben Freunden zu sprechen pflegten in jenen Tagen vor dem Krieg, Tagen, die nun längst vorbei und dahin sind.

Kurze Zeit danach blieb Herr Halbfried stehen und sagte: «Jetzt will ich mich von Ihnen verabschieden, damit ich dem Mann nicht im Weg bin,

der dort steht und auf Sie wartet.» Damit reichte er mir die Hand und ging seines Weges.

Der Mann, den Herr Halbfried gemeint hatte, war mir unbekannt, und nichts deutete darauf hin, daß er auf mich wartete. Jedenfalls kam mir Herrn Halbfrieds Irrtum zustatten; denn nun konnte ich mich von ihm trennen, ohne unhöflich zu sein, und mußte meine Frau nicht länger warten lassen.

Doch Herr Halbfried hatte sich nicht geirrt. Kaum war er fort, kam jener Mann und stellte sich mir in den Weg. Er stemmte seinen Stock fest auf den Boden, stützte sich mit beiden Händen darauf und betrachtete mich. Dann hob er eine Hand zum Gruß an seine runde Mütze aus Ziegenleder und sagte: «Kennen Sie mich denn nicht?» Warum soll ich sagen, ich kenne ihn nicht, dachte ich bei mir. So blickte ich ihn freundlich an und sagte: «Wie sollte ich Sie nicht kennen, Sie sind doch . . .» Er unterbrach mich und sagte: «Ich wußte doch, daß Sie mich erkennen würden, wenn schon nicht meineten, dann meines Sohnes wegen. Was halten Sie von seinen Gedichten?» Daraus entnahm ich, daß er der Vater eines Mannes sei, der mir seine Gedichte geschickt hatte. Warum soll ich ihm sagen, ich habe die Gedichte nicht angeschaut, dachte ich bei mir. So sah ich ihn freundlich an und sagte ein paar unverbindliche Worte. Dies schien aber den Vater nicht zu befriedigen. Warum soll ich ihm nicht noch etwas Nettes sagen, dachte ich bei mir. So fügte ich noch ein paar lobende Worte hinzu. Aber auch das genügte ihm noch nicht, und er fing an, seinen Sohn in allen Tonarten zu rühmen. Ich aber nickte zustimmend zu jedem seiner Worte, so daß man hätte meinen können, ich fließe vor Bewunderung nur so über.

Als er alle Vorzüge seines Sohnes gebührend gepriesen hatte, sagte er: «Sicher würden Sie meinen Sohn gern kennenlernen. Wenn Sie heute abend ins Konzert gehen, werden Sie ihn dort treffen. Mein Sohn ist überall willkommen, und alle Türen stehen ihm offen. Nicht nur die der Konzertsäle, das versteht sich von selbst, nein, wo immer es Türen gibt, tun sie sich vor ihm auf. Und wenn meinen Sohn die Lust ankäme, auf einer Maus zu reiten, so würde die Maus gehorsam den Schwanz vor ihm senken und sagen: Nur immer aufgesessen. Ich selbst ginge ja auch gern ins Konzert, wo die Creme der Gesellschaft sich versammelt, aber wer keine Karte hat, den weist man an der Tür zurück.» Und bei diesen Worten rieb er zwei Finger aneinander und machte damit ein Geräusch, als wolle er zu verstehen geben, daß dafür klingende Münze erforderlich sei.

Ich sagte nichts. Schon seit einigen Jahren halte ich mich von den Konzertsälen fern. Wie da eine ganze Gesellschaft an einem bestimmten Tag, zu bestimmter Stunde in einem besonderen Gebäude zusammenkommt, um Musik zu hören — das will mir nicht in den Kopf. Und noch viel weniger will es mir in den Kopf, wie die Sänger in Stimmung und bereit sind, gerade

dann ihre Stimme erklingen zu lassen, wenn jene, die die Karten gekauft haben, im Saal sitzen und etwas hören möchten. Ich komme aus einer kleinen Stadt, wo der Mensch singt, wenn ihm das Herz danach steht, und nicht, wenn ein Musikagent einen Sänger bestellt hat, damit er für Leute singt, die dafür bezahlen können. Als ich aber sah, wie brennend gern dieser Mann ins Konzert gehen würde, beschloß ich, ihm zu helfen und sagte mir: ich kann ja eine Karte für ihn kaufen. Er merkte jedoch, was ich vorhatte und sagte: «Ohne Sie gehe ich nicht.» So beschloß ich, mit ihm zu gehen und sagte: «Gut, dann kaufe ich zwei Karten, und wir gehen zusammen.» Da blieb er stehen und haschte mit den Händen in der Luft, als ob dort lauter Karten umherschwirrten. Und wieder rieb er Daumen und Zeigefinger aneinander und machte ein Geräusch, als zöge man einen Korken aus einer Flasche.

So gingen wir miteinander weiter, während er den Konzertsaal lobte, wo man, wie er sagte, bis über die Knie in Musik versinke. Auch pries er die Geige des Geigers und erzählte, sie habe einen Kasten, der allein schon kostbarer sei als die Geigen aller anderen Geiger. Dann kam er wieder auf die Vorzüge seines Sohnes zu sprechen, bei dem sich die Reime ein Stell-dichein gäben, damit er jedem Wort seinen Partner zuweise. Und schließlich kam er zurück auf die Eintrittskarten, vor denen sich die Türen öffnen. Plötzlich packte ihn die Furcht, daß all seine Mühe umsonst sei und, sogar wenn ich ihm eine Karte kaufen wolle, womöglich schon keine mehr da sein würde. Oder angenommen, es wäre gerade noch eine Karte übrig, würde ich sie dann nicht für mich nehmen und ihn draußen lassen? Unterdessen waren wir bei meinem Hotel angelangt.

«Warten Sie hier», sagte ich zu ihm, «ich will mich umziehen und dann gehen wir ins Konzert.» Er stemmte seinen Stock fest auf den Boden, stützte beide Hände darauf und blieb stehen.

Ich ließ ihn draußen und sagte zum Empfangschef: «Ich brauche zwei Karten für das Konzert.» «Ich habe zwei gute Karten», sagte der Empfangschef, «die der Graf Ilibu bestellt hat, aber nicht abnehmen kann; der Kaiser hat ihn zu sich rufen lassen, und deshalb kann er nicht ins Konzert gehen.» Und dann flüsterte mir der Empfangschef zu, der Kaiser halte sich inkognito in der Stadt auf und mit ihm sein ganzes Gefolge, Herzöge, Fürsten und Generäle, und einige von ihnen hätten geruht, in diesem Hotel abzustiegen.

Ich nahm die Karten und ging hinauf in mein Zimmer. Die Tür ließ ich angelehnt, damit die Lampe im Gang mir leuchten konnte und ich kein Licht im Zimmer machen mußte, denn meine Frau war schon zu Bett gegangen. Ich schlich auf den Zehenspitzen und gab mir große Mühe, sie nicht zu wecken. Wie aber erschrak ich, und wie groß war mein Erstaunen, als ich einen Mann im Zimmer entdeckte. Wer, zum Teufel, ist dieser



Mensch, der sich erlaubt, mitten in Nacht und Dunkelheit in mein Zimmer einzudringen? Wenn sich nicht gleich die Erde öffnet, ihn zu verschlingen, so werde ich ihn ergreifen und mit Schimpf und Schande hinauswerfen.

Ich trat näher und sah, daß es Moischele war, mein Verwandter. Dieser Moischele war mit mir aufgewachsen und hatte Freud und Leid mit mir geteilt, bis man ihn zu den Waffen rief. Er wurde zum Krüppel geschossen und entlassen. Wir hatten gemeint, er sei in dem Glutofen von Auschwitz verbrannt worden, und nun stand er plötzlich lebend vor mir in meinem Zimmer.

«Wer hat dich hierher geführt?» fragte ich ihn. «Mein Unglück hat mich hierher geführt», sagte er. «Unstet ziehe ich umher, von einem Schutthaufen zum anderen, und habe kein Dach über dem Kopf. Als ich hörte, daß du hier seist, kam ich eilends her, denn gewiß werde ich bei Dir einen Platz zum Schlafen finden.»

«Ist das etwa mein Haus», antwortete ich, «daß du bei mir übernachten willst? Siehst du nicht, daß ich selbst nur als Gast für eine Nacht hier bin?»

«Ich brauche nichts weiter als ein Stück Fußboden, wo ich mich hinlegen kann», sagte er.

Da begann ich, mich über ihn lustig zu machen. «In einem Hotel, in dem Herzöge und Fürsten absteigen, will so ein armer Teufel sich auf dem Fußboden ausstrecken.»

Ich weiß nicht, ob er einsah, daß ich recht hatte, oder ob er sich meine Worte zu Herzen nahm, jedenfalls machte er sich davon.

Ich trat ans Fenster, um zu sehen, wo er hinging. Da sah ich, daß er sich unter den Peitschenhieben der herzoglichen Kutscher krümmte, die wild auf ihn einschlugen. Ich rief ihn, aber er antwortete mir nicht. Ich rief noch einmal, doch er antwortete mir auch diesmal nicht; er hatte genug zu tun, seine Glieder vor den Schlägen zu schützen, und so hörte er nicht, daß ich ihn rief. Ich wollte lauter rufen. Aber ich sah, daß meine Frau schlief, und so tat ich es nicht. Es war auch besser so, denn hätte ich lauter gerufen, so hätten die übrigen Kutscher, die ihm noch nichts taten, es gehört und ihn bemerkt und auch zusammen mit ihren Kollegen auf ihn losgeschlagen.

Ich blickte Moischele nach, bis er meinen Blicken entschwand. Dann ging ich zum Kleiderschrank und wollte mir einen Anzug herausnehmen.

Da kamen zwei Kinder ins Zimmer und begannen, um mich herumzuspringen, und als ich den Schrank aufmachte, um mir einen Anzug herauszunehmen, schlüpfte eins von ihnen hinein, sein Bruder sprang ihm nach und schloß die Tür hinter sich. Ich zerbrach mir den Kopf, was hier zu tun sei. Sie zu schelten, war unmöglich, denn sie waren ja die Söhne von Fürsten und Herzögen. Sie im Schrank zu lassen und fortzugehen, war gleichfalls unmöglich, weil sie dann meine Frau geweckt hätten.

Da kam ihr Kindermädchen und half mir aus meiner Bedrängnis. Sie

sagte zu ihnen: «Würden wohl Eure Hochwohlgeboren geruhen, mir zu gestatten, Ihnen zu bemerken, daß es sich für Königssöhne nicht schickt, ein fremdes Zimmer zu betreten.»

Ich bat das Fräulein Kindermädchen um Verzeihung, weil ich die Tür offen gelassen und so die beiden Königssöhne veranlaßt hatte, mein Zimmer zu betreten, und dann erzählte ich ihr, daß ich ins Konzert gehen wolle und gekommen sei, um mich umzuziehen.

Das Fräulein betrachtete meinen Anzug eingehend und sagte dann: «Mit dem Kragen, den Sie umhaben, können Sie sich nicht sehen lassen.» «Das glaube ich auch», sagte ich. «Sie werden doch sicher unter Ihren Kragen einen anderen finden», sagte sie. «Schon möglich», antwortete ich. «Also nehmen Sie einen anderen Kragen», sagte sie. «Ich fürchte nur», sagte ich, «als der Sohn des Königs geruhte, meinen Schrank zu betreten, ist er auf meine Kragen getreten und hat sie schmutzig gemacht.» «Wenn dem so ist», sagte sie, «so halten Sie still, damit ich Ihnen die Krawatte binden kann. Würden Eure Hochwohlgeboren, die Herren Königssöhne, geruhen, einen Augenblick hinauszugehen, während ich diesem Herrn, der der Bruder Eures Lehrers ist, die Krawatte binde.» Die Kinder aber standen da und sahen sie höchst erstaunt an. Wie war es möglich, daß sie, die nur auf der Welt war, um ihnen zu dienen, sich mit einem ganz gewöhnlichen Menschen abgab?

Die Herzensgüte des Fräuleins und die Mißgunst der Königssöhne brachten mich ganz in Verwirrung. Ich stammelte: «Eigentlich ist es nicht meine Gewohnheit, in Konzerte zu gehen, aber was hilft einem die Gewohnheit, wenn man sie für andere aufgeben muß.» Das Fräulein aber hörte nicht auf das, was ich sagte, sondern band und löste, löste und band und sagte bei jedem Knoten: «Nicht so einen Knoten wollte ich machen, gleich mache ich Ihnen einen schöneren.» Zum Schluß streichelte sie meinen Arm und sagte: «Nun schauen Sie in den Spiegel und sehen Sie, wie hübsch ich Ihnen die Krawatte gebunden habe.» «Ich kann nicht in den Spiegel schauen», sagte ich. «Warum nicht?» «Weil der Spiegel innen an der Schranktür festgemacht ist, und wenn ich den Schrank aufmache, knarrt die Tür und weckt meine Frau.» «Ihre Frau?» rief das Fräulein zornig. «Sie haben doch mit mir gesprochen, als sei hier kein Mensch außer uns. Wenn Ihre Frau hier ist, amüsieren Sie sich mit Ihrer Frau.» Damit ging das Fräulein davon.

«Mit wem hast Du gesprochen?» fragte meine Frau. «Ich habe mit niemandem gesprochen», antwortete ich. «Dann habe ich wohl geträumt», sagte sie. «Wie dem auch sei», sagte ich, «ich gehe jetzt ein wenig spazieren und werde nicht vor Mitternacht zurück sein.»

Ich verließ das Zimmer und ging zurück zu dem Mann, den ich vor dem Hotel stehengelassen hatte. Als ich hinkam, fand ich ihn nicht mehr. Ich

fragte den Portier nach ihm. «Vor einiger Zeit habe ich einen solchen Herrn gesehen, wie er sich hier draußen herumtrieb», sagte der Portier. «Hätte ich gewußt, daß es Ihr Freund ist, so hätte ich ihn mit anderen Augen betrachtet.» «Wo ist er hin?» fragte ich. «Wo er hin ist? Das weiß ich wirklich nicht.» «Vielleicht haben Sie eine Idee, wo ich ihn finden könnte», sagte ich. «Wahrscheinlich ist er nach rechts gegangen», sagte der Portier, «oder er kann auch nach links gegangen sein. Leute wie er haben so eine Art Schultern, die es einmal hierhin und einmal dorthin zieht.» Ich zog eine Silbermünze hervor und gab sie dem Portier. Da verneigte er sich vor mir und sagte: «Wenn Euer Gnaden meinen Rat nicht verachten, so begeben Sie sich zu dem Haus, in dem das Hotelgesinde wohnt; denn die Diener der Fürsten haben da einen jüdischen Gaukler, und vielleicht ist der Herr, den Euer Gnaden suchen, dorthin gegangen, um sich seine Kunststücke anzusehen.»

Ich ging also zu dem Haus, in dem das Hotelgesinde wohnte. Dort saßen Diener, bequem wie die Fürsten, und hielten sich den Bauch vor Lachen, während ein kleiner, magerer, hübscher Mensch auf einer großen Bühne stand und alle möglichen Kunststücke machte, die er mit seiner Stimme begleitete. Waren seine Kunststücke lustig, so war seine Stimme traurig, waren sie aber traurig, so war seine Stimme lustig. Ich weiß nicht, ob mit Absicht oder nicht. Mir scheint das eine große Kunst zu sein, wenn eines Menschen Stimme traurig ist, wenn er etwas Lustiges tut und lustig, wenn er etwas Trauriges tut. Ich sah mich nach allen Seiten um und fand schließlich den, den ich suchte. Ich winkte ihm mit den beiden Karten; er aber tat, als sähe er mich nicht und schlich sich hinaus. Ich war fast sicher, daß er die Absicht hatte zurückzukommen und sich nur vor mir verbergen wollte, bis ich fortging, um dann an seinen Platz zurückzukehren.

Da kam ein anderer Mann auf mich zu, einer mit langem Gesicht und lustigem Bart. Er strich seinen Bart und fragte mich: «Wen suchen Sie?» Ich sagte es ihm. «Ich kann ebensogut mit Ihnen ins Konzert gehen», sagte er. Ich betrachtete ihn und rief erstaunt: «Sie?» Er schüttelte seinen Bart und fragte: «Warum nicht?» «Sie?» sagte ich nochmals spöttisch. Da ergriff er seinen Bart mit beiden Händen und ging davon. Was soll ich jetzt tun? dachte ich bei mir. Ich drehte die beiden Karten in der Hand und winkte noch einmal mit ihnen. Aber der, den ich meinte, ließ sich nicht blicken. Nicht genug damit, daß ich ihm mit dem Konzert keine Freude mache, sagte ich mir, so störe ich auch noch sein Vergnügen an dem Gaukler; denn solange ich hierbleibe, versteckt er sich vor mir. Und so ging ich fort.

Da der Mann nicht mitkam, verzichtete ich auf das Konzert. Und da ich meiner Frau gesagt hatte, ich würde nicht vor Mitternacht zurückkommen, das heißt, nicht ehe der Sänger seine Lieder beendet hatte, blieb



mir viel Zeit umherzugehen. Ich sann darüber nach, wie alles gekommen war, wie ein Ereignis das andere nach sich zieht und doch keins mit dem anderen zusammenhängt. Der Reihe nach ließ ich alles an mir vorbeiziehen, angefangen von der Leiter im Buchladen, dem Epos vom Befreiten Jerusalem und jenem kleinen Wesen, das von ihm geformt wurde und in ihm lebt.

Nachdem ich manches übersprungen hatte, geriet ich in meinen Gedanken zu Moischele, meinem Verwandten, der dem Glutofen entronnen war und nun unstet umherzog von einem Schutthaufen zu anderen. Da der Sänger seine Lieder noch nicht beendet hatte und es für mich noch nicht Zeit war, nach Haus zu gehen, hatte ich Muße, an mancherlei zu denken. Ich ging umher und dachte: wenn ich Moischele finden würde, jetzt da ich nur spaziergehe und nichts vorhabe, würde ich mit ihm sprechen und mir alles erzählen lassen, was ihm widerfahren ist, und dann würde ich ihn trösten und in ein Hotel bringen und ihm zu essen und zu trinken geben und ein Bett für ihn mieten mit Kissen und Decken, und schließlich würden wir uns zum Abschied eine gute Nacht wünschen. So dachte ich und stellte mir alles genau vor und fühlte, daß nichts mich glücklicher machen könnte. Aber das Glück kommt nicht jederzeit, und es kommt nicht zu jedermann. Moischele war dem Glutofen entronnen und hatte Glück gehabt, denn er hatte seinen Verwandten gefunden. Ich aber, sein Verwandter, ich hatte kein Glück, denn ich fand Moischele nicht.

Endlich hatte der Sänger seine Lieder beendet, und die Zuhörer gingen nach Haus. Ich ging auch in mein Hotelzimmer und schloß die Tür hinter mir; denn eine offene Tür ist eine Einladung für ungebetene Gäste. Es gibt aber Gäste, vor denen keine Tür verschlossen bleibt; das sind die Gedanken, die die Ereignisse umschweben. Vor lauter Gästen blieb mir keine Luft zum Atmen, und die Kehle begann mich zu schmerzen, als müßte ich ersticken. Ich löste die Krawatte, die mir das Fräulein Kindermädchen gebunden hatte, und es wurde mir etwas leichter. Da weitete sich der Raum, es kamen und drängten sich die Gäste der Gäste, und die Kehle schmerzte mich wie zuvor.

*(Autorisierte Übersetzung von Marianne Perl.)*

<sup>1</sup> Aramäisch, ungefähr «Nur ein Häufchen leeres Stroh».